



Arbeitet thematisch, spielt weniger Soli, setzt auf die Ästhetik des Tons

## Ansgar Specht

**„Irgendwo“ zwischen – und dann Wörtergeklingel von „dancetauglichen Beats“, „spacigen Klangcollagen“, „Nu Jazz“, „Lounge“ und „Easy Listening“: Das gehörte von 2003 an zu der Welt des Gitarristen Ansgar Specht. Und nun die Kurskorrektur. Denn dank seiner neuen CD „Some Favorite Songs“ schrumpft das Fachchinesisch von gestern zu einem einzigen Wort für heute und morgen. Gestatten: Ansgar Specht, Jazzgitarrist.**

„Großraum Bielefeld, Kreis Gütersloh, zwischen Bielefeld und Münster“ beschreibt Ansgar Specht seine Region, „ein guter Standort, um da als Jazzmusiker zu leben“. Man ist schnell abrufbereit, schnell in Bremen, Hamburg, Hannover. Im Herbst hat er Termine in Lübeck, Flensburg. Gigs mit dem Hammondorgel-Trio. Mitkommen wird seine neue CD, „Some Favorite Songs“. Die hatten wir gelobt wie die reumütige Rückkehr eines für den Jazz verloren geglaubten Sohnes. In Flensburg wird Joe Dinkelbach an der Orgel sitzen, in Lübeck John Hondorp. Ansgar Specht, der Gitarrist, ist auf dem Hammondorgel-Trip. Ansonsten läuft's auch gut für den Harsewinkler. Er erwähnt „Smart Groove“ und die Fusion-Band, „und dann mache ich ja auch die Jazzsession im

Mindener JazzClub“. Und das Gitarren-Duo mit Jörg Fleer. Die Gesamtlage ist also „eigentlich okay“.

„Wenn ich nach Hause komme“, meint er, „ist immer Jazz im Haus“, dank der Mutter, 81, die noch unlängst im Kirchenchor sang und sich nebenher in „allen regionalen Jazzsendern“ bestens auskennt. Der Filius ist 14, 15, als sein älterer Bruder sich eine Gitarre zulegt, die der nie spielen wird. Mit ihr kommt das „Virus Gitarrespielen und Musikmachen“. Dann will er sich in Gütersloh bei der Kreismusikschule anmelden, um klassische Gitarre spielen zu lernen, aber da ist kein Platz mehr frei. Also „pusselt“ er weiter vor sich hin, zwei Jahre, dann entdeckt er, dass in Gütersloh der im nahen Rheda-Wiedenbrück lebende französische Gitarrist Philippe Caillat einen Unterrichtsraum hat. Ansgar ist 18, 19, als er für viele Jahre Caillats Schüler wird und sein Lehrer „sofort merkte, dass die Klassik eventuell nicht das Richtige für mich wäre.“ Der Rock'n'Roll „kam später, immer mal so zwischendurch, da hatte ich so eine Phase. Da gab's hier im Harsewinkler Umland diverse Bands. Meine Freunde, die machten eigentlich alle Musik“.

Caillat bringt den Schüler „ein bisschen von der Klassik weg“, auch, „weil er irgendwas an mei-

ner Handhaltung auszusetzen“ hat, wofür er ihm noch heute dankbar ist, und just in diese Zeit fällt, dass er das Gitarren-Trio von John McLaughlin, Paco de Lucia und noch dem „damals zu Unrecht gescholtenen Larry Coryell“ hört – eine „Initialzündung“. Er erlebt Larry in der Halle Münsterland und sieht später im jazzfreudigen Gütersloher Jugendzentrum, wie sein Star über einer gerissenen Saite die Fassung verliert. „Aber nach vorne gedacht, ist Larry Coryell auf jeden Fall einer der meistunterschatzten Gitarristen.“

Dann schickt Caillat ihn hinaus ins Leben: „Du weißt alles; jetzt machst du alleine weiter.“ Er spielt in etlichen Bands und aus finanziellen Gründen jahrelang Tanzmusik, „eine wertvolle Erfahrung für die Bühnenroutine“, und macht „ganz viel Künstlerbegleitung und das heißt: Noten auf den Tisch, kurze Probe, spielen.“ Man lernt „diverse Charaktere“ von Musikern kennen. „Und manchmal kam ich da schon an meine Grenzen.“ Die Band auch; sie löst sich auf. Ansgar spielt „Aushilfen“ in Tanzbands, „und ich habe hier und da versucht, in diese Bands auch mal etwas anspruchsvollere Sachen hineinzubringen, z. B. wenn man zum Essen spielte, dass man da mal einen Jazzstandard der einen Bossa Nova eingeworfen hat. Und das kam eigentlich immer ganz nett an.“

Und zwischendurch sammelt er Erfahrungen in Big Bands.

Die Zeit ist reif für erste eigene Bands. Und eine Bewerbung an der Hamburger Musikhochschule. Fürs Vorspiel an der Alster stellt er eine Band zusammen, „einen echt guten Haufen“. Um elf sollen sie dort sein, furchtbarstes Glatteis erzwingt eine beträchtliche Verspätung, und leider ist auch der Gitarrendozent nicht da, auf den er besonders gehofft hatte: Peter O'Mara. Und da sitzen sie, der Drummer Wolfgang Eckholt, Rainer Schnelle, Detlev Baier, „und wir kamen da als Band rein und haben unser Programm gespielt, nicht gerade ‚Autumn leaves‘, sondern schon ein bisschen was Anspruchsvolleres, was Modales dabei. Obwohl ich eigentlich mit mir nie zufrieden bin, fand ich das okay. Ich habe dann drei Tage später angerufen, nein, Herr Specht, ich muss Ihnen leider mitteilen... Der Peter hätte das vielleicht ein bisschen anders gesehen. Meine Spielweise. Ich spiele ja jetzt auch nicht wie ein richtig studierter Gitarrist.“ Und „im Nachhinein fand ich das dann auch okay. Ich war nicht begeistert, aber ich habe mir gesagt: jetzt erst recht! Ich habe echt Gas gegeben, und ich bin echt ein Übe-Schwein. Ich hab immer tierisch geübt...“

Und immer viel gehört. „Pat Martino habe ich gehört, da war ich Anfang 20, und das erste Stück war ‚Impressions‘ von 1974, und ich konnte einfach nicht glauben, dass jemand so spielen konnte. Und ich sofort zu Philippe Caillet, was macht der da, das müssen wir machen, das muss doch gehen, irgendwie! Aber ich weiß auch: Das ist nicht zu erreichen.“ Durch Barry Finnerty stößt er auf „das verrückte In-/Out-Spiel“, das ihn noch immer fasziniert. „Wir Gitarristen haben nun mal nicht so einen Ton, so ein Spektrum wie eine Trompete oder ein Saxophon. Und mich fragen die Leute auch: Mensch, warum spielst du immer so viel?! Ich habe auch viel George Benson gehört. Und dann sage ich: Also, George Benson, dem haben sie diese Frage auch mal gestellt, und der hat geantwortet: „Also, ich habe ‚ne Gitarre; ich habe einen kurzen Ton; ich habe keinen Verzerrer, der den Ton lang macht. Das Ergebnis sind also viele Töne. Und so versuche ich das den Leuten auch ein bisschen beizubringen. Ich arbeite auch mit ganz wenig Effekten, aber ich gucke schon, dass ich den Jazzgitarrenton doch noch transportiere.“

Die Band macht weiter, „und eine Woche später habe ich den Detlev Baier getroffen im Bunker in Bielefeld. Der erkannte mich sofort. Ich habe ihn gefragt, warum sie mich nicht genommen hätten. Du hast gar nicht schlecht gespielt, sagt er. Es lag einfach daran, dass dich die Leute nicht kannten. Wenn du mal im [SoBi-]Sommerkurs bist, dann kennen die dich, und dann bewirbst du dich halt noch mal. Habe ich natürlich nicht gemacht. Ich habe stattdessen versucht, mich weiter so durchzuschlagen und immer viel geübt. Drei, vier Stunden waren schon die Untergrenze. Ich habe das ein bisschen reduziert, immer noch viel, aber diese langen [Übe-]Sessions mache ich halt nicht mehr. Damit es einfach ein bisschen mehr lebt. Ich habe ja teilweise überhaupt nicht mehr richtig gelebt, immer nur geübt und Konzerte besucht. Das mache ich auch immer noch. Ich lebe glücklicherweise in einer Region, in der ich nicht weit fahren muss,

um hochklassige Leute zu sehen. Wir haben wie gesagt den JazzClub Minden, und der Matthias Niemann, der Chef von dem Laden, der hat wirklich ein Programm – ich denke, der gehört zu den besten Europas. Und da leite ich einmal im Monat die Jazz Session. Das läuft super, und das hat der Band [Smart Groove] auch total gut getan. Wir spielen da alles von Bebop über George Benson, ein bisschen Standards, alles so bunt gemischt.“

Um 2000 herum hält der Computer Einzug. „Ich habe dann echt Vollgas gegeben und fast nur vorm Computer gesessen und Stücke geschrieben, und dabei kamen dann eben fünf CDs heraus, die sehr unterschiedliche Reaktionen auslösten... Ich habe mich isoliert und gearbeitet und hatte auch mal Gastmusiker hier. Aber was mein Timing betrifft, da hat der Computer mir schon den Spiegel vorgehalten. Wenn man anderswo ins Studio kam, wo man mal für andere Leute was einspielen musste, da sagten die Techniker sofort: Na, machste Home Recording? Das hö-

**Ansgar Specht: „Ich habe dann echt Vollgas gegeben und fast nur vorm Computer gesessen und Stücke geschrieben, und dabei kamen dann eben fünf CDs heraus, die sehr unterschiedliche Reaktionen auslösten... Ich habe mich isoliert und gearbeitet und hatte auch mal Gastmusiker hier. Aber was mein Timing betrifft, da hat der Computer mir schon den Spiegel vorgehalten. Und irgendwann kam ich ins Studio, und da meinte der Techniker: Ansgar, was hast du gemacht?! Ich musste ja gar nichts mehr schneiden!“**

ren die sofort! Und irgendwann kam ich ins Studio, und da meinte der Techniker: Ansgar, was hast du gemacht?! Ich musste ja gar nichts mehr schneiden!“

„Irgendwo zwischen Lounge, Modern Jazz, Bebop, Fusion und Pop“: So charakterisiert Specht in seiner Website die Zeit seiner Platten bis zu dem 2016er Album „Some Favorite Songs“. „Nachdem ich den letzten Ton von ‚Diversion‘ [2009] eingespielt habe, habe ich nur noch ein Stück gemacht,“ für die 2014er EP „Hot Coffee“. „Und da ist der Wunsch entstanden, mal Standards zu machen.“ 2003 liefert das Debüt „Electric Jazz Quartet“ mit seiner damaligen Münsteraner Stammgruppe „Free On Board“ das „Grundgerüst für eine Reihe eigener Produktionen“. 2004 kommt „Who Cares“ mit „Nu Jazz“. 2005 bietet „Nu Bar Trax“, so in Spechts Website zu lesen, „dancetaugliche Beats, spacige Klangkollagen, die geliebten Fender-Rhodes-E-Pianosounds und warme, volle Jazzgitarrenklänge“. 2006 bietet „On The Move“ eine „aufregende Mélange aus

Drum'n'Bass, Nu Jazz, etwas Easy Listening, Jazzgitarren [!], Flügelhorn & Trumpet Sounds.“

Nach der 2009er „Diversion“ und den drei Stücken der 2014er EP scheint die Zeit des Hockens zwischen zu vielen Stühlen vorüber. Die Jahre bis zu den aktuellen, größtenteils live eingespielten „Favorite Songs“, Ansgars erstes Album mit Hammondorgel statt Fender-Rhodes, markieren die Zäsur: die Phase, in der Ansgar Specht nur Modisches zu ersetzen beginnt durch allezeit Gültiges – Jazz. „Standards haben mich besonders in den letzten Jahren sehr viel begleitet, auf Sessions oder auch bei vielen Unterhaltungsgeschichten oder auch mal in britischen Kasernen. Ich habe eigentlich immer gerne Standards gespielt.“ Die „Favorite Songs“ des Trios mit Specht, John Hondorp, org und Matthias Strothmann, dr, bietet „jetzt eine andere Ästhetik. Sie ist konzeptionell völlig anders, besetzungsmäßig. Aber auch rein musikalisch ist es anders. „Ich habe probiert, mehr thematisch zu arbeiten, weniger Soli zu spielen und mehr auf die Qualität des Tons zu setzen.“ Und insgesamt mehr der klugen Erkenntnis zu folgen, dass Weniger oft mehr ergibt.

Das Projekt, das die aktuelle CD realisiert hat, heißt korrekt [!] „Ansgar Specht feat. The Transitions Organ Duo“. „Das ist jetzt die Hauptsache neben der Smart Groove Geschichte“, die offiziell unter „Ansgar Specht & Smart Groove“ rangiert, mit Toshie Seo, keyb, Axel Senger, sax, Reinhard Glowatzke, b, und Udo Schröder, dr. Dann ist da das Gitarrenduo mit Jörg Fleer. „Ich kenne ihn seit 30 Jahren. Das war zeitweilig eingeschlafen; dann haben wir wieder zusammengefunden.“ Das Sextett „Bossa Café“ betreibt er zusammen mit dem Smart-Groove-Bassisten Glowatzke; es packt Steely Dan, Billy Joel & Co. kunstvoll in Bossa-Gewänder. In Bremen ist schließlich „Reverend Joe“ zu Hause (mit Eckhard Petri, sax, Jens Schöwing, fender piano/organ, Marcello Albrecht, b und Marc Prietzel, dr), eine Band, die Soul Jazz à la Ray Charles und Joe Zawinul pflegt und „zu zehn Prozent gospelig angehaucht“ spielt. Gerade wieder haben Specht und Schöwing im Herforder „Schiller“ gespielt, wo das Musik-Kontor Herford regelmäßig Top-Konzerte veranstaltet, etwa mit Wolfgang Haffner oder Torsten Goods. Ansgar hat dort eine kleine Jazzreihe initiiert, „einmal im Monat immer das gleiche Programm, aber mit immer anderen Besetzungen. Ich versuche, verschiedene Szenen zusammenzubringen, damit die nicht alle nur für sich selber ‚rumpusseln.“

Und – berühmte letzte Worte?

„Dass wir alle, die Musik machen, dankbar sein sollen dafür, dass wir diese Möglichkeit überhaupt haben. Dass wir die Kraft haben, weiter dafür zu arbeiten. Dass wir gesund bleiben. Dass wir Mensch bleiben.“ Er erinnert an den gottlob langsam genesenden Andreas Polte („Archtop Germany“), dem er „viel zu verdanken“ habe. Bei Andreas in Bayern traf er Philipp Stauber. Wir reden über Philipps elegantes, reifes Jazzspiel.

„Da möchte ich auch hinkommen“, sagt Ansgar Specht, der in den Jazz zurückgefunden hat.

Text: Alexander Schmitz  
Foto: Hendrik Schmalhorst